werkstatt, der Meister X. solle sich unverzüglich zum „Römischen Haus“ verfügen.

Nun ging ein Heulen und Zähneklappern an im Sattlerhause. Die Frau jammerte und sah ihren Mann schon am Schandpfahl oder gar im Gefängnis, und die Tochter schrie gleichfalls zum Erbarmen. Nur der Sattler selbst war still, aber sein kreidebleiches Gesicht zeugte doch sehr beredt davon, daß er die ganze Nacht nicht geschlafen hatte und nicht gerade in rosiger Laune war. So wurde denn der Sonntagsrock angezogen, und fort gings zum „Römischen Haus“.

Im Vorzimmer mußte der Sattler eine kurze Frist warten. Dann erschien der Herzog. Er hatte seine strengste Miene aufgesetzt. Seine Augen flammten vor Zorn.

„Weißt er, was Er verdient hat?“ donnerte Karl August los. Der Sünder warf sich auf die Knie und bat um Gnade, allein der Herzog rief: „Aufstehen! Er soll sich seine Strafe selber wählen!“

„Hoheit!“ stammelte der Meister nach einer Weile, dann war er wieder still.

„Er scheint noch zwischen Pranger und Eisen zu schwanken. So will ich ihm die Strafe diktieren: Erstens ist seine Tochter heute über vier Wochen die Frau des Mannes, den er gestern durchprügeln wollte und der von heute ab den doppelten Lohn erhalten wird. Zweitens soll er von nun an alle Tage an den Mann denken, den er durchgeprügelt hat, will sagen: Er bringt über seiner Haustür ein Schild an, worauf in großen Buchstaben „Hoffattler“ steht, und dieses Schild sieht er an jedem Tage an und denkt: Pfui, schäme dich, du bist Sattler des Weimarer Hofes und hast dem Ersten an diesem Hofe den Rücken wund geschlagen. Verstanden? Also, geh' er nach Hause!“ —

Daß der Herr Sattlermeister an diesem Abend wieder allerlei über den Durst trank, ist wohl zu verstehen.

Und er brachte eine Gesundheit über die andere aus, als er mit Frau, Tochter und Schwiegersohn fröhlich zusammen saß: Die des Brautpaares, die des Hoffattlers und mindestens zehnmal die des einsamen Mannes im grauen Rock, der draußen im Park vor der „Römischen Villa“ saß und eine funkelnagelneue Tonpfeife rauchte.

—⊙—

Kleine Tragödie

Skizze von Gustav Herrmann.

Die Landstraße, die sich zwischen den Feldern zur Talsenkung hinabschwingt, macht eine scharfe Wendung nach links, um das Haus des Bürstenbinderpauli nicht über den Haufen zu rennen, bevor sie ins kleine Dorf emporklettert, es durchquert und dann dem Gebirge zueilt. Einst umgab dieses Häuschen ein großer Obstgarten; der Ellenreiter Merkur aber, der Gott des Handels und Wandels, kam mit seiner mächtigen Schere und trennte das Grundstück mitten durch. Nun liegen die schwertragenden Birnbäume jenseits der Straße und winken den Kindern immer herüber.

Der Bürstenbinder ist ein mürrischer Witwer, und wenn er Aerger mit der Kundschaft hat, der nach monatelangem Warten das Verständnis für den ewigen Durst Paulis fehlt, dann bekommen ihn Kind und Hund zu spüren. So hat Mazl, der gern freudig kläffende weiße Pudel, schon manchen Fußtritt bekommen und Nazi, der zweijährige Stammhalter, mehr als eine Watschn, wenn er in seinem Lebensüberschwange gar zu viel juchzte und herumquirlte. Die um ein Beträchtliches ältere Tochter nahm sich immer beider schleunigst an und zog beide in den Obstgarten hinüber, wo sie blieben, bis Vaters Zorn verraucht war. Nun ist aber Leni schon seit ein paar Monaten in Stellung gegangen, und die gleichaltrigen Nazi und Mazl sind allein auf ihre gute Kameradschaft angewiesen. Das blonde Büblein hat jetzt lange krank gelegen, und der Pudel wachte bei ihm Tag und Nacht, stützte seinen Kopf auf den Bettrand und wandte die sorgenvollen, schwarzen Augen nicht von dem fiebergeröteten Gesicht. Dann ist der Arzt mal hinzugekommen, hat gesehen, wie der Hund dem Kinde die Hände leckte und gesagt, das sei gefährlich. Deshalb sperrte man das winselnde Tier drüben in den Gänseverschlag, und Mazl wie Nazi sandten sehnsuchtsvolle Gedanken hin- und herüber. Endlich aber ward der Nazi wieder gesund. Dem Vater fällt ein Stein vom Herzen, denn er war die letzten vier Wochen fester ans Haus gebunden als die Geiß im Stall, und so wandert er wieder ins Dorf hinauf, um die Wiedergeburt seines Sohnes und seiner Freiheit bei Maibock und Backsteinkäs zu feiern. Sobald Nazi die Schritte in der Dunkelheit verhallen hört, klettert er aus seinem Bettchen und trippelt im



Zum 25. Todestage Emil Zola's am 29. September

Nachthemd an die Tür. „Mazl! Mazl!“ lockt er, und von drüben, aus dem Verschlage, ertönt freudiges Gebell. Eine Planke kracht, der Pudel zwängt sich halb hindurch, und noch unschlüssig, ob sie beide dem väterlichen Willen trotzen sollen, stehen sie und begrüßen sich herzlich. Da hält es Nazi nicht länger aus und setzt an, um hinüber zum lieben Kameraden zu laufen. In diesem Augenblick saust ein schwarzes, blökendes Ungetüm, aus zwei Feueraugen grelle Blitze werfend, die Landstraße herab. Das Kind steht halben Weges, wie gebannt — aus Mazls Kehle gellt ein Warnungslaut, vorstoßend sprengt er die Latten und schnellt mit einem Satze quer vor das Auto, gerade noch mit der Schnauze stößt er den Buben zurück, so daß Nazi in den Straßengraben rollt. Ein dumpfes Knacken, ein qualvolles Aufheulen — das Knattern des Motors verliert sich in der Ferne.

Als der Vater in später Nacht heimkehrt, schwankend und schwer auf seinen Stecken gestützt, stößt er mit dem Fuße gegen etwas Weiches auf der Straße. Plötzlich nüchtern, erkennt er beim Mondenscheine seinen Buben, der noch im Schlafe den toten Pudel fest umschlungen hält .....

—⊙—

Letzter Liebesdienst

Skizze von Diedrich Speckmann.

Im dunklen Nordzimmer ist es kellerig kalt. Ueber dem Gärtchen liegt goldenes Herbstlicht.

Der alte Mann schleppt den Großvaterstuhl in dem er seine Tage verdämmert, vor das Haus, stellt ihn an die besonnte Südwand, sinkt hinein und bietet die gelösten Glieder der milden, nach kühlen Regentagen doppelt wohltuenden Wärme . . .

Das Knarren der Gartenpforte weckt ihn aus einem Schläfchen. Er reibt sich die Augen. Den vor ihm stehenden Mann sollte er doch kennen, aber seit Jahren vermag er sich auf Namen nicht mehr recht zu besinnen.

Ob die jungen Leute zu Hause sind?

Nein, Claus und Meta roden Kartoffeln. — Ob man es bestellen könne?

Ja, das ginge am Ende wohl. Ahlheid Kremer sei diese Nacht entschlafen und müsse heute mittag beläutet werden.

Des Alten zitterige Hand fährt zur Stirne. Er blickt verloren, als suche er in seiner Erinnerung.

„Ahlheid, die mit Jungfernnamen Rotermund hieß?“

„Jawohl. Sie muß ungefähr in Eurem Alter sein.“

„Hmja, das kann stimmen . . . Ja, ja, wir sind miteinander zur Schule gegangen, manchen Tag ist das her . . . Das Läuten wird pünktlich besorgt.“

„Ich kann mich darauf verlassen?“

Die Augen, die anfangs verschleiert ins Unbestimmte starrten, blickten fest und klar. „Mensch, hab ich nicht vierzig Jahr im Dorf das Läuten gehabt? Kannst du mir nachweisen, daß ich es ein einzig Mal vergessen hab'?“

„Nichts für ungut. Ich hab' meinen Auftrag ausgerichtet, adjüs auch.“

Der Schritt des Mannes verhallt . . .

Des Alten Augen schließen sich wieder. Aber vor seinem inneren Gesicht steigen alte Bilder auf, eins nach dem andern.

Im dunklen, dumpfen Schulzimmer schleichen träge die Stunden. Ein hellblaues Zopfband leuchtet, und zuweilen klingt weckend ein helles, feines Stimmchen . . .

Nach Jahren Wiedersehen im Trubel des Schützenfestes. Heimgang zu zweien durch die stille Sommernacht . . .

Der Glücksraum währt ein halbes Jahr, dann kommt der andre. Er hat achthundert Taler und bringt die Eltern schnell auf seine Seite. Sie sträubt sich lange. Zuletzt wird sie mürbe und gibt nach. Hochzeit, Kinder, Kindeskinder.

Nun, man ist ja selbst auch nicht ganz zu kurz gekommen. Man hat es zu einer ordentlichen Frau gebracht, zu Kindern und Kindskindern. Klagen und Murren wäre undankbar. Aber mit Ahlheid . . Lieber Gott, wenn Ahlheid . .!

Es war vorhin ein Mann da, was wollte er doch? . . . Ach so: Ahlheid ist entschlafen und soll beläutet werden. Nicht vergessen, immerzu daran denken! Richtig wie ein Sieb ist das Gedächtnis und kein Verlaß mehr darauf.

Daß die jungen Leute noch immer nicht kommen! All diese Tage waren sie doch eine halbe Stunde vor Mittag zu Hause. Es ist schon eine Weile her, daß es halb zwölf geschlagen hat, und um zwölf muß Claus auf dem Turm sein, wenn es mit dem Nachläuten seine Richtigkeit haben soll.

Unruhe packt den Alten. Er erhebt sich, humpelt zur Gartenpforte und späht den Weg zu den Aeckern entlang. Leute kommen da wohl, nur Claus und seine Frau nicht.

Die Turmuhr beginnt Mittag zu verkünden. Wenn sie ausgeschlagen hat, muß das Geläut anheben, das Dorf wartet darauf, und er hat es versprochen. „Was fang' ich nur an?“ stöhnt der Greis und ringt verzweifelt die Hände.

Plötzlich reckt er den Kopf. Hat er nicht noch vor vier Jahren den Großsohn auf dem Turm vertreten? Sollte er das heute nicht mehr können? Es muß gehen. Für Ahlheid, damit sie zu ihrem Recht kommt, muß es gehen! Ahlheid zu Liebe, haha, kann ihr alter Liebhaber sich dreist mal etwas zumuten.

Die gebeugte Gestalt strafft sich, die erloschenen Augen leuchten. So schnell die Steifheit der Glieder es erlaubt, wankt er ins Haus, den Schlüssel zu holen, einige hundert Schritt geht es die Straße hinunter, dann die Lindenallee des Kirchhofs hinauf zur Turmtür.

Die steilen Treppen sind im Sturm nicht zu nehmen. Des öftern muß er anhalten, Luft schöpfen, die Hand auf das schwer arbeitende Herz pressen.

Endlich langt er bei den Glocken an. Um ein wenig auszuruhen und Kraft zu sammeln, lehnt er sich an das Südfenster. Nirgends bietet die Welt sich so herrlich und groß, wie von hier oben, zumal wenn die Sonne ihr Licht über sie breitet.

Aber nun frisch ans Werk! Wäre das erzene Ungetüm nur erst in Gang! Nachher schwingt es beinah von selber, man muß sich sogar hüten, daß es einen nicht mitreißt. Wart', Ahlheid, ein schönes Geläut sollst du haben, und ein extra langes, wie die andern es nicht kriegen! Das wird dein alter Schatz dir doch wohl schuldig sein . . .

— — Claus und Meta haben sich auf dem Kartoffelacker versäumt. Als sie sich auf den Heimweg machen, beginnt drüben im Dorf die größere der beiden Glocken zu klingen. Nun, wahrscheinlich hat Großvater, weil sie nicht zu Hause waren, jemandem erlaubt, das Nachläuten für einen Verstorbenen selber zu besorgen. Vor Jahren ist das schon einmal vorgekommen.

Sie sind bei den ersten Häusern, und noch immer dröhnt die Glocke. Man muß hin, Schluß zu gebieten. Was sollen die Leute denken, wenn einmal dreimal so lange beläutet wird, als es üblich ist und ihm zukommt!

Im Vorbeigehen kehren sie schnell zu Hause ein; Großvater, wenn er nicht gerade einen unklaren Tag hat, wird ja Auskunft geben können.

An der besonnten Wand steht sein Stuhl. Er selbst ist nirgends zu finden.

Nanu, er ist doch nicht etwa auf den Turm gestiegen und läutet nun ohne Zweck und Sinn darauf los? Ja, so wird es sein, er war die letzte Zeit manchmal gar zu unbesinnlich.

In diesem Augenblick verstummt die Glocke; endlich also ist Großvater zur Vernunft gekommen. Aber nun hat er den Abstieg vor sich, und der ist bei seiner Gebrechlichkeit besonders gefährlich. Man muß ihm dabei helfen, und Claus eilt im Geschwindschritt dem Turm zu.

Vom Fuß der ersten Treppe ruft er hinauf. Es kommt keine Antwort. Er ruft lauter. Alles bleibt still. In banger Ahnung hetzt er nach oben.

Unter der Glocke, der er vierzig Jahre gedient, liegt zusammengesunken der Alte. Er gibt kein Lebenszeichen mehr von sich . . .

— — Erbbegräbnisse sind auf dem Friedhof des Dörfchens nicht gestattet. Hier sollen die Menschen gleich sein. Wie sie einschlafen, werden sie gebettet, einer in der Reihe neben dem andern.

Die der heiße Lebenstag getrennt hat, sie ruhen nun nebeneinander, nachdem die kühle Nacht hernieder gesunken ist.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38 — Samstag, 24. September — 1927

Aufruhr im Rheingau

Skizze von Hans Freudel-Darmstadt.

In dem sonst so friedlichen Rheinstädtchen Eltville ging es lebhaft her: Die Weinschenken waren mit trinkendem und lärmendem Volk überfüllt, auf den Gassen standen die Leute in hitzigem Wortgefecht beisammen, ein Fremder hielt vom Rathausfenster zum Marktplatz herab aufreizende Reden, und am Rheinufer selbst wogte und summte es bedrohlich wie in einem Bienenhause.

Draußen auf dem im letzten Sonnenlicht gliternden Wasser lag das seltsame Neue, dem die Erregung des zusammengelaufenen Volkes galt: Ein Schiff, breit und wuchtig, mit buntem Eisenleib, zwei massige Kästen an den Seiten bargen die Schaufelräder. Das Ganze überragte eine schwarze Säule, aus der ein dünner Rauch in die warme Sommerluft zerfaserte. Es war das erste Dampfschiff, das hier am oberen Rhein erschien, — „Zukunft“ strahlte als Name am steilen Bug!

Und vor der „Zukunft“ bangte all den Schiffsknechten, Treidlern, Fischern und Fährleuten, die heute aus jeglichem Rheinort zwischen Bingen und Mainz nach Eltville zusammengeströmt waren; sie alle fürchteten, die Dampfschiffahrt werden ihnen Brot und Erwerb nehmen, werde das Treideln mit Gespannen überflüssig machen, die Fische verscheuchen, — überhaupt alles auf den Kopf stellen und unruhige Zeiten bringen. — „Teufelswerk“, sagten die erfahrenen Schiffsbauer, „Eisen kann nit schwimme, un mit heiß' Wasser kann mer kaa Boot de Rhein enuff treibe!“

Daß der Teufel seine Hand im Spiele habe, war bereits schlechthin Ueberzeugung des Volkes geworden, und man freute sich mächtig über das energische Eingreifen des Heiligen Rochus, des himmlischen Helfers, der seinerzeit dem allerersten Dampfboot verwehrt hatte, durch das Bingerloch zu fahren. Jämmerlich mußte damals der schnaufende Kasten Kehrt machen und nach dem finsteren Duisburg zurückschwimmen, denn St. Rochus, Schutzpatron der Rheinschiffer — drohte von seinem Berg herab und wollte es nicht leiden.

Nun lag das zweite, stärkere Qualmschiff vor Eltville, war mit seinen drei Lastkähnen frech am heiligen Rochus vorbeigedampft und wollte morgen früh weiter stromauf nach Mannheim.

Das hatte den Rheingau in Aufregung versetzt! Wohl in hundert Kähnen waren sie gekommen, die Jünger des Rochus und Petrus, und morgen, morgen früh, sollte es der „Zukunft“ schlecht ergehen. Die Schlepptaue wollten sie lösen, ihre abtrünnigen Brüder ins Wasser werfen, das teuflische Dampfschiff entern und alles, was da hing und stand, kurz und klein schlagen. — So hatte man es in den Schenken, auf den Gassen beschlossen. Morgen früh! — —

Den Dampferleuten war dabei keineswegs wohl. Sie hockten im Kesselraum beieinander und machten bedenkliche Gesichter, wenn sie durch die runden Bullaugen hinüber nach Eltville sahen. Im Ruderhäuschen stand der blutjunge Kapitän mit seinem Steuermann, blickte ungern nach dem Ufer hin und lachte verlegen, so oft ein Kahn mit johlendem Schiffsvolk am Dampfer vorbeitrieb. Das rückständige Gesindel, das ihm die Fahrt verwehren wollte, wünschte er zu allen Teufeln. Am tiefsten aber war den Schleppschiffern der Mut gesunken. Ihre vollgeladenen Kähne lagen am Seil hinter der „Zukunft“. Sie hatten schon mehrfach Angriffe der Rheingauer abschlagen müssen und kannten die Wut ihrer Gegner. „Was wird nur der Morgen bringen“, dachten sie, und besorgten Herzens ging man auf den wohlbewachten Schiffen schließlich zur Ruh. — —

Die Nacht verlief still. Zwar hockten die Eltviller mit ihren Gästen unermüdlich in den Schenken, sangen Lieder vom Rhein und von der alten Zeit und brachten sich gegenseitig in Hochstimmung. Doch am Ufer blieb es still. Nur hinter diesem oder jenem Weidenbusch hervor tönte das Schnarchen irgendeines, der des Guten zuviel getan.

Als die Sonne hinter den Taunusbergen heraufzog, rüstete sich das Dampfervolk zur Fahrt und zum Kampf. Im Kesselraum standen viele Eimer, die heißes Wasser auf die Angreifer schütten sollten; zahlreiche Bootshaken, handgerechte Eisenteile und Taue aus Stahldraht lagen an der Reling bereit. Der alte Steuermann steckte sogar seine Pistole zu sich. Auf dem linken Radkasten aber befestigte man die Dampfspritze, das schwerste Geschütz, von dem man den endgültigen Sieg erhoffte.

Nur der Kapitän ließ sich nicht sehen! Ihm war wohl das Herz in die Schuhe gerutscht, — hatte er, der immer Zuversichtliche, jetzt den Mut verloren? Die Mannschaft tuschelte, schüttelte die Köpfe und schickte schließlich den Steuermann aus, ihren „Käpp'n“ zu holen.

Der Graukopf ging, kam aber mit blödem Augen wieder: In der Koje sei er nicht. Man suchte alle Räume ab, — der Käpp'n fand sich nicht; er blieb verschwunden.

Fortgelaufen! Eine Welle von Flüchen schwang sich in den aufhellenden Sommermorgen. Fortgelaufen, — aus Angst?!

Man ratschlagte und jann, fand aber keinen Ausweg. Drüben vom Ufer und aus den Gassen erscholl jetzt Gebrüll. Ein dichter Menschenhaufe wälzte sich an den Rhein und besetzte die Nachen. Bald schwamm ein trunkene angriffsfrohe kleine Flotte auf den Dampfer zu — fünfzig, siebzig, hundert Kähne mit wütender Menschenfracht. Dazu sang man teils fromme Weisen, teils Freiheitslieder.

Der Hauptangriff sollte zurächst dem Dampfer, dem Teufelswerk, gelten. Mit Eifer ruderten sie herbei; doch als die ersten Kähne das Schiff erreicht hatten, als sich die Kühnsten schon auf ihren Bänken erhoben, ging ein seltsames Raunen durch die Menge in den Booten. Verwundert starrte alles auf den Bug des Dampfers. Und siehe: wo es meterhoch über dem Wasser zuvor noch frech und drohend „Zukunft“ geprahlt hatte, da stand nun — in den schlichten Kirchenfarben, weiß auf gelbem Grund: der heilige Name der Himmelskönigin: „Sancta Maria“ — so leuchtete es vom Dampferbug fromm über den Strom. Und während die Verdutzten noch mit offenen Mäulern hinzutrieben, kam von oben den Rhein herab, strahlend im weiß-goldenen Ornat, der alte hochwürdige Pfarrer Luzius mit zwei Chorknaben, ließ das Weihrauchfaß schwingen und blickte tiefernst auf die zweifelnde Menge und das Schiff.

Als der Kahn, von des Kapitäns sicherer Hand gesteuert, vor der Ankerkette lag, wurde er beigedreht und befestigt; dann erhob Hochwürden sich und taufte mit Taufwedel und Räucherfaß den Dampfer feierlich auf den Namen der Mutter Gottes, der Heiligen!

Alles Volk beugte sich in den Kähnen und machte die Kreuzeszeichen. Niemand dachte mehr an Angriff niemand an Teufelswerk denn gesegnet war jetzt das Schiff und das befremdliche Neue unter den Schutz des Höchsten gestellt — —

Ihne Belästigung zog der ratternde Dampfer mit seinen Lasten gen Mannheim, vielerorts mit Böllern und Kirchenglocken begrüßt.

—⊙—

September

Es wallen Silbernebel in der Frühe
Und in der seltsam klaren Abendstille,
Wenn späte Lerchen aufwärts steigen,
Wenn hoch der Mond in goldner Fülle

Wie eine Frucht am Baum des Himmels schaukelt.

Die Luft erbebt vom steten Grillenfingen.
Die Schwalben sich wie dunkle Abendfalter
Durch goldenlichte Himmel schwingen.

Die große Schwermut der Septembertage
Weht wie ein zarter, sanfter Schleier über Wiesen,

In denen seltsam blaß die Kelche
Der wehmutvollen Herbstzeitlosen sprießen.

Hans Gäfgen.

Im Schacht

Skizze von Otto Fabian-Rauxel.

Einander abgewandt standen sie auf der herabgleitenden Förderschale. Die Ketten klirrten. Das Gestänge ächzte wie unter heimlichem Schauern. Dunkelheit war unter und über ihnen. Nur im engen Geviert des Korbes verbreiteten die Grubenlampen freundliche Helle.

„Die Hete! Oh, die Hete!“ hob sich der übermütige Ruf eines jungen Schleppers aus dem Geflüster einer Männergruppe empor. Ein Gelächter schwoll an. Höhnisch wurde es von der Enge des durchrasten Schachtes zurückgeworfen. Wilhelm Jendies zuckte zusammen. Ungewollt bog er den Kopf ein wenig seitwärts. Aber schnell nahm er ihn wieder heraus. Denn ihm war, als habe er etwas Entsetzliches geschaut. Ganz deutlich glaubte er zu hören, wie hinter seinem Rücken heißer Atem aus keuchender Männerbrust pfiff. Ihn fror. Mit unsicherem Griff zog er das Flanelltuch fester um den Hals. Da hielt der Korb am geräuschumbrausten Füllort . . .

— — Schweigsam wie immer verrannen die Arbeitsstunden. Zu zweit schafften sie vor Ort. Manchmal sahen sie einander an, fremd und kalt voll verletzender Nichtachtung. Wärme und Gefühl hatten in ihren Blicken keinen Platz mehr. Hinter der Gleichgültigkeit aber, die einer dem anderen vorzutäuschen sich eifrig bemühte, sprang manchmal jählings ein drohender Funke auf.

Jendies, dem weicheren, verträglicheren von beiden, war das böse Spiel schon lange zuwider. Aber nachgeben, immer nachgeben, wenn der andere rücksichtslos forderte? Nein, das ging nicht! Diesmal ganz gewiß nicht! Indes, die Stille bedrückte ihn, die Stummheit des Schaffens legte sich wie ein Ring um seine Brust. „Wir müssen verbauen,“ sagte er, nur um den Klang einer menschlichen Stimme zu hören. Fetzing schwieg. Aber seltsam, er ließ den Abbauhammer ruhen und fuhr sich mit der kohlengeschwärzten Hand nachdenklich über die schweißfeuchte Stirn. Plötzlich lachte er auf, grell und höhnisch, daß es sich anhörte, als liefe Koboldgelächter die Strecken entlang.

„Verbauen meinst Du? Hahaha — weshalb, Du, he? Wär's nicht besser, der Berg verschlänge uns beide, daß keiner das Mädel kriegt, keiner?!“

Jendies wollte etwas erwidern, aber seine Gedanken verwirrten sich. Er mußte immer nur den Kameraden ansehen, als vermöchte er dadurch eine gefährliche, aus dumpfer Leidenschaft emporzüngelnde Regung zu ersticken.

Fetzing spielte in der Tat mit dem Gedanken der Vernichtung. Warnende Geräusche verrieten seinem geschulten Ohr, daß das Gebirge nicht mehr lange hielt. Wenn er nun blitzschnell die Hacke ergriff und ein paar kraftvolle Schläge gegen den Stempel führte, daß die Schalhölzer nachgaben? Vielleicht — nein sehr wahrscheinlich sogar würde hereinbrechendes Gestein ihre Leiber begraben. Und dann,

ja dann würde die Hete doch eines anderen Weib!

Unheimlich drängte sich der wilde Gedanke nach Verwirklichung. Kalter Schweiß troff dem Manne von der Stirn. Seine Hände spielten zwecklos am Lederriemen, blieben dann untätig in den Hüften liegen. Im Gestein knisterte es. Trockene Hitze hing im engen Stollen. Irgendwo schlug ein Stein klirrend auf ein Luttenrohr. Im Nachhall des Geräusches schwangen Feindseligkeit und Heimtücke. Auf einmal brach es ein. Polternder Steinschlag, staubaufwirbelnd, dumpf, verrollend. Einen Augenblick Kirchenstille. Fernher durch schichtsalschwangeres Dunkel kam das helle Pochen der Bohrhämmer, das Schüttern einer Rutsche. — Ein Schrei riß sich von Fetzings Lippen. Hastende Schritte wurden hörbar, Rufe. Scharf und schneidend klangen Befehle.

Dicht vor Fetzing war der Steinschlag niedergegangen, Jendies unter sich begrabend. Aus dumpfer Verstricktheit jählings erwachend, warf sich der Ueberlebende auf das Gestein. Mit übermenschlicher Kraft zerrten seine muskelharten Arme Stein um Stein aus dem Haufen, der den Kameraden deckte. Andere Fäuste griffen in das Rettungswerk ein. Trotzig und zäh verbissen rangen die wortkargen Männer mit dem Tod um die Beute. In Fetzings Brust tobte ein Aufruhr. Hatte er wirklich den Schlag gegen den Stempel geführt? Nein, nein! wehrte sich verzweifelt sein besseres Ich. Da lag ja die Hacke. Er hatte sie nicht angerührt! Aber das gefährliche Spiel mit dem Vernichtungsgedanken, das verstandeskalte Erwägen der verwerflichen Tat? Langsam, unaufhaltsam erwuchs daraus ein Schuldgefühl, wuchs und wuchs zu erdrückender Schwere . .

— — Der Anschläger klopfte, daß der Korb einen Verletzten zu Tage bringe. Nicht schwer beschädigt, nur arg benommen lag Jendies auf der Bahre. Ein paar Stempel, die zum Verbauen bereit standen, hatten sich im Fallen schützend über seinen Körper gelegt und der Wucht der Steinmassen getrotzt. Der Hohlraum aber barg soviel Luft, wie ein Mensch zum Atmen für kurze Zeit gerade brauchte.

Groß und gespenstisch weiß standen Jendies Augen im staubbedeckten Gesicht. Fetzing vermochte dem suchenden Blick des Verletzten nicht zu begegnen. Noch beschattete Schuldgefühl die keimende Freude über die wider Erwarten gelungene Rettung. Als aber der Korb aus dunkler Tiefe in die Lichtfülle des Tages tauchte und die Begleiter sich anschickten, den Verletzten fortzutragen, griff seine Hand wie unabsichtlich am Rande der Bahre vorbei, daß sie die Finger des Kameraden berührte.

„Die — Hete — — wird dich wieder — gesund — — pflegen," sagte er stockend zwischen schmerzlicher Entsagung und freudeahnender Befreiung. Jendies verstand. Ein traumhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. Um ihn blaute der lichte Tag. Die beglückende Gewißheit eines fortan unbestrittenen Besitzes schwellte ihm die schmerzende Brust.

Karst

Skizze von Leonhardt Adelt.

Weshalb meine militärische Laufbahn mit dem Leutnantstern erlosch? Das hat einen allgemeinen Grund und einen besonderen, und beide hängen unmittelbar zusammen.

Meine erste Station als Leutnant lag im dalmatinischen Karst. Im Karst ist eigentlich schon falsch gesagt — sie lag oben auf dem Karst, auf seinen spitzigsten Graten, auf denen nichts wächst, zu denen kein Tier und, außer einigen Soldaten, keine Menschenseele dringt. Die Sonne bringt manchmal den nackten Kalk zur Weißglut, und bei Gewitter steht er in dem Trommelfeuer einer Weltkriegsschlacht.

Dem Hauptwerk sind die Oktaeder der Außenwerke schwindelnd hoch vorgelagert. Auf jedem dieser Außenforts horstet ein Leutnant mit ein paar Mann. Die Abkommandierung dauert ein halbes Jahr; sechs volle Monate sind Offizier und Mannschaft ohne Verbindung mit der Welt. Alle vierzehn Tage gibt sich der Leutnant schriftlich zum Haarschneiden um Urlaub ein und reitet dann auf einem Maultier von dem Felsenriff hinunter in das Hauptfort. Die Kameraden liegen dort mangels anderer Beschäftigung mit Feldtechern schon auf der Lauer und verfolgen zwei Stunden lang den vorsichtigen Abstieg des Maultieres mit der freudig erregten Spannung einer Opernpremiere. Denn einen anderen Menschen sehen und sprechen als immer die gleichen, mit denen man Tag und Nacht auf engstem Raum zusammen hockt, bedeutet für den kriegerischen Einsiedler im Karst beinahe Geistesrettung.

Solch ein Außenwerk war also meine erste Militärstation im Karst. Das Fort bestand selber nur aus einem in Oktaederform gebrachten Felsen, in dessen ausgesprengten Kasematten wir die Stunden unserer Dienstfreiheit verbrachten. Denn die schattenlosen Bastionen oben brannten bei Tage in Höllenglut. Nachts löste sich die kahle Steinwelt in die unwirkliche Phantastik einer Mondlandschaft, das Gitter meiner Fensterluke malte im bleichen Mondschein Kreuze auf den harten Boden, unheimliche Töne wurden laut, es spukte und gespensterte aus allen Ecken, und manchmal fand man einen Posten mit schreckverzerrten Zügen tot.

Nach ein paar Nächten klopft es von außen an mein Gitterfenster, das in die unersteigbar hohe Felsenwand gehauen ist. Ich fahre aus dem Feldbett auf, frage, wer da ist. Keine Antwort. Habe ich geträumt? Seltsam! Es klopft dreimal, ist wieder still. Ich gehe an das Fenster, das im Mondlicht schwimmt, schließe die Läden, die vielleicht der Windstille zum Trotz geklappert haben, lege mich nieder. Nach einer Weile beginnt das Klopfen aufs neue. Ich starre auf die Läden, und mir ist, als ob sie sich langsam öffneten. Ich fasse nach dem Revolver, schieße, das Holz zersplittert, das Echo des Schusses dringt von Fels zu Fels und alarmiert die Feste. Ich lasse die Mannschaft ins Gewehr treten, frage sinnloser Weise, ob sie draußen im Felssturz nichts Auffälliges gehört oder gesehen hätten; mein Wachtmeister zuckt die Achseln.

Ich gewöhnte mich in der Folgezeit an die gespenstischen Besuche; die Ursache der nächtlichen Klopfgeräusche hab ich nicht herausbekommen. Es begann die Zeit der großen Gewitter. Wohl die wenigsten Menschen haben eine Vorstellung von der Furchtbarkeit der elektrischen Dämonen eines Gewitters, die den Karst bei Sonnenschein und Schneesturm überfallen. Blitze zucken vielverästelt oder blenden breit in pausenloser Folge, und der Donner überbrüllt in kurzen Atemstößen jedes Menschenwort.

Mein Wachtmeister torkelt in die Kasematte und erstattet Meldung, indem er sie mir ins Ohr schreit: „Melde gehorsamst, den Posten im Defilée hat es erschlagen. Und mir ist auch nicht wohl."

Damit fällt er um. Ich lege ihn auf mein Feldbett, öffne ihm den Kragen, rufe meinen Burschen aus den Mannschaftskasematten und eile selbst nach oben. Die Posten, auch bei den Geschützen, sind wegen Blitzgefahr bis auf den einen alle eingezogen. Eine steile Eisenleiter führt zum Defilée. Ich stelle den einen Fuß auf sie, hebe den anderen und weiß: wenn ich ihn niedersetze, kann ich im gleichen Augenblick tot an den Eisensprossen kleben bleiben. Jedoch ich komme gut hinauf. Das Defilée steht in grellen, steilen Flammen. Ueberall wo Metallgestänge aus dem Gestein ragt, schießen Elmsfeuer senkrecht hoch. Durch dieses Feuermeer dringe ich zum Posten vor. Aufrecht steht er an der glatten Bastion, das beiseite stehende Gewehr leuchtet elektrisch. Ich rufe den Menschen an, er hat verglaste Augen, ich rüttle ihn, er droht umzusinken. Der Blitz hat ihn betäubt. Ich führe den Mann an eine geschützte Stelle, allmählich kommt er wieder zu sich. Die Hand mit dem Taschentuch umwickelt, fasse ich das Gewehr; von Blitzen umloht, im Krachen der Einschläge, klettern wir die Eisensprossen hinab. Die Mannschaft in der Kasematte zusammengedrängt wie eine Herde Schafe, flüstert sich zu: „Der neue Leutnant hat Schneid".

Ach du lieber Himmel, ob Held oder Feigling — gegenüber der Gewalt der Elemente kommt das ganz auf eins heraus. Vier Monate dieses Zuchthausdaseins habe ich hinter mir, und sie erscheinen mir als ebensoviel Jahre als mich bei einer Uebung im Gelände das Schicksal ungezählter Kameraden trifft: der Blitz. Ich bin im Abstieg durch Geröll, als sich aus dem Regen ein überirdisch heller Schein auftut und mich fällt, während meine Eingeweide sich zusammenkrampfen. Ich sehe nichts mehr, aber ich fühle, wie man sich über mich beugt, und höre eine Stimme seufzen: „Armer Kerl!" Dieselbe Stimme sagt etwas später: „Melde gehorsamst, Herr Major, den Leutnant hat der Blitz erschlagen."

Ich höre alles, aber ich bin außerstande, mich zu rühren. Endlich gelingt es mir, die Augen aufzuschlagen und den Mund zu öffnen. Mit Anstrengung bringe ich hervor: „Schafskopf, gib mir eine Zigarette". Mein Kamerad prallt erschreckt zurück.

Der Blitz ist mir das rechte Bein hinab und das linke dann herausgefahren. Drunten im Spital verurteilt mich der Stabsarzt dann zu leichter Kost: Semmel in Milch. Ich komme um vor Hunger, tobe, worauf der Medizinmann mir ein heißes Bad verordnet: 35 Grad. Die Ordonnanz mißt und nimmt das Thermometer aus dem Wasser, daß heiß und immer heißer wird. Ich beschimpfe den Mann, er beruft sich auf den ärztlichen Befehl, ich werde krebsrot am ganzen Körper, brülle vor Schmerz, bin schon gar und will heraus, der Bursche hält mich mit Gewalt zurück. Auf mein Gebrüll erscheint der Stabsarzt, taucht das Thermometer ein, der rote Strich steigt: 35 — 40 — 45 — 50 . . entsetzt reißt mich der Doktor aus der Badewanne und faucht die Ordonnanz an: „Kerl, ich habe doch gesagt: das Thermometer darf nicht über 35 steigen!" Die Ordonnanz gekränkt: „Zu Befehl, ich habe auch genau aufgepaßt. Als das Thermometer auf 35 stand, habe ich es gleich heraus genommen, sonst mußte es ja noch höher steigen!"

Trotz dieser Pferdekur genas ich von dem Blitzschlag und rückte wieder in mein Adlernest ein. Aber die Luft am Handwerk war mir vergangen, und so nahm ich die erste Gelegenheit wahr, mich bei meinem höchsten Vorgesetzten heillos unbeliebt zu machen.

Mein Unfall nämlich veranlaßte das Generalkommando zu einer Rundfrage an die Stationskommandanten im Karst, wie die vielen Menschenverluste durch Blitzschlag zu erklären seien. Das gab großes Kopfzerbrechen bei den Kommandanten. Der eine schrieb: „Der Blitz wird von dem Metall der Waffen angezogen". Der andere riet: „Durch die Ausdünstung der Mannschaft". Ich antwortete: „Der Blitz hat immer schon in den Karst eingeschlagen. Nur war früher kein Mensch so dumm, sich dort oben hinzustellen!"

Was ich sagte, stimmte, aber weil es stimmte, war es unerwünscht. So kam es, daß meine Heldenlaufbahn mit dem Leutnantsstern erlosch.

Erfahrung

Hadre mit dem Schicksalsbuche
Niemals wunschverzehrt!
Güter gibt es, die zum Fluche
Uns ein Gott gewährt.
Mancher, fällt das Ziel des Strebens
Nun ihm in den Schoß,
Gäbe Jahre seines Lebens,
Wär' er's wieder los!

Kory Towska.

Der Brief

Skizze von Albert Liebold-Leizpig.

Die letzten Zeilen des jungen Rechtsanwalts Hans Benndorf, der an einem nebligen Herbstabend auf dem Heimwege vom Büro einem rasenden Auto in die Räder lief, galten der Frau, die er geliebt hatte, bevor Leonore Vierhoff in sein Leben trat und sein Weib wurde. Als er jene Worte nach Arbeitsschluß noch schrieb, konnte er nicht ahnen, daß ihm der Tod schon grinsend über die Schulter sah und den Brief in die Hände Leonores brachte. Sie fand ihn verschlossen und frankiert in der Brieftasche ihres Mannes.

Der Augenblick, in dem sie das Schreiben in der zitternden Hand hielt, schien für die junge Witwe schmerzlicher als der Verlust des Gatten selbst, denn möglicherweise konnte er ihr offenbaren, daß sie den Toten nie besessen hatte. Sie wußte um jene einstige Liebe ihres Mannes. Nicht anders als über so manche teure Erinnerung hatte er ihr davon erzählt, nie hatte in den drei kurzen Jahren ihrer glücklichen Ehe jene Frau als Schatten zwischen ihnen gestanden.

Und nun dieser Brief!

Sollte alles Lug und Trug gewesen sein? Sollte eine grausame Schicksalsfügung die Untreue des geliebten Mannes zu spät offenbaren? Sie saß und grübelte. Tränen hatte sie nicht mehr, aber eine Schwäche schlug sie, daß sie zitterte. Sie schloß die Augen und preßte die geballten Hände gegen die Schläfen. Würden wenige Worte das edle Bild des Toten ins Gegenteil kehren? Sollte sie zeitlebens an ihn denken müssen als an einen Ehebre . . ? Ihr Herz lehnte sich auf gegen dieses Wort! Es war unmöglich, Glück und Liebe Jahre hindurch so echt zu heucheln!

Dem Abend folgte eine schlaflose und gedankenschwere Nacht. Der armen Frau war, als rücke ihr der Tote ferner und ferner.

Verschlossen auf dem Tische lag der Brief. —

Am nächsten Morgen sah sie klar. Sie fürchtete die Gewißheit und glaubte, das Geheimnis leichter tragen zu können als eine schreckliche Offenbarung. Es gab nur eins für sie: den letzten Willen des Toten zu erfüllen! Sie nahm den Brief und legte ihn den Zeilen bei, die sie zur Erläuterung für die fremde Frau schrieb. Nun ging er seinen Weg. Ihr aber fehlte von nun an alle Seelenruhe. —

Endlich kam der Tag, der ihr den Frieden brachte. Die fremde Frau schrieb:

„Wie groß und vornehm handelten Sie! Mit einem solchen Menschen mußte Hans glücklich sein. Den Brief des Teuren, der für mich bestimmt war, sende ich Ihnen zurück, da er ein letztes, schönes Treubekenntnis zu Ihnen ist. Finden Sie Trost im Erinnern an Ihr großes Glück!"

Leonore fühlte, wie der schwere Druck von ihrem Herzen wich. Vor ihr lag der Brief von seiner lieben Hand:

„Liebe Freundin! Heute gedenke ich des Versprechens, das wir uns einst gaben, da wir als Freunde schieden, einander im Leben nicht ganz zu verlieren und uns gegenseitig wissen zu lassen, ob wir das Glück gefunden haben, das wir erhofften. Ein gütiges Geschick hat mich rasch emporgetragen und mir Ansehen und einen großen Wirkungskreis gebracht, worum mich viele beneiden. So hat der äußere Mensch alles, was zum Dasein nötig ist, und auch der innere findet Befriedigung in der Arbeit, die ihm zur Bewältigung erwächst. Was mich aber reich und glücklich macht, ist die Frau, die ich fand. Es würde gegen ihr ganzes Wesen verstoßen, wollte ich Ihnen in überschwenglicher Weise ein Charakterbild von ihr zeichnen. Es sagt Ihnen alles, wenn ich Ihnen versichere, daß sie dem Ideale, das ich mir einst von meiner Gefährtin machte, nicht nachsteht. Das Leben mit ihr ist Sonntag und Sonnenschein und gibt dem oft recht abgearbeiteten Berufsmenschen immer erneut die Schwungkraft, die nötig ist, um obenauf zu bleiben im rasenden Wirbel des Zeitgeschehens. Ich habe den Glauben und die Gewißheit, daß unsere Liebe groß und rein bleiben wird.

Wenn Sie mir, liebe Freundin, von gleichem Glücke zu sagen vermögen, so sollte das mein eigenes noch erhöhen, denn alles Gute und Schöne, was das Leben hat, wünsche ich Ihnen. Vielleicht ist es unrecht, daß ich diesen Brief ohne Mitwissen meiner Frau an Sie sende, allein es würde gegen ihren Willen sein, wenn ich anderen gegenüber Lobsprüche über sie äußere. Es wird eine geeignete Stunde kommen, in der ich ihr dieses kleine Vergehen offenbare.

Ich darf hoffen, daß auch Sie Ihrem Versprechen nachkommen werden und mir bald eine Nachricht, wäre sie auch noch so kurz, zukommen lassen.

Ich grüße Sie in Erinnerung an die alte Zeit!" —

Leonore saß im Dämmerschein des sinkenden Tages, hielt den letzten Brief Ihres Mannes in Händen und starrte auf die Schriftzüge des Geliebten. Dann löste ein befreiendes Schluchzen die Spannung ihres Herzens. Sie hatte den geliebten Toten wiedergewonnen.

Bimbogami

Ostasiatische Skizze von Leo am Bruhl.

Der Zufall hatte uns in einem kleinen Dorf an der südmandschurischen Bahn zusammengewürfelt. Wir saßen in einer schlecht gelüfteten Kneipe, hüllten uns in einen blauen, wehenden Vorhang von Tabaksqualm und tranken viel Tee. Mit sehr viel Rum.

„Haben Sie Ihre Felle gut verkauft?" fragte der Ingenieur den russischen Zobeljäger, der vor wenigen Tagen erst aus den Wäldern Kamtschathas nach Süden gekommen war, um die Jagdbeute des Winters zu Geld zu machen. Andreij verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

„Ich habe nichts verkauft und werde nichts verkaufen", knurrte der Russe und winkte dem chinesischen Wirt eifrig mit dem leeren Teeglas. „Heute morgen hat mich eines der schwarzen Schweine angerannt, die zu Dutzenden hier in den Straßen umherlaufen. Das bedeutet Unglück. — Morgen früh will ich mit dem ersten Zug nach Charbin fahren."

„Aber das ist doch Unsinn", wandte ich ein, „was soll denn das schwarze Schwein mit Ihren Fellen zu tun haben? Sind Sie abergläubisch?"

Der Zobeljäger sah mich mit einem Seitenblick an und verzog geringschätzig die Mundwinkel.

„Abergläubisch?" höhnte er. „Wenn Sie einmal so lange in Ostasien gelebt haben wie ich," dann werden Sie einen Teil von dem, was Sie jetzt Aberglauben nennen, als berechtigt anerkennen. Es gibt Zusammenhänge, die zwar nicht zu erklären, aber nach den gemachten Erfahrungen auch nicht abzuleugnen sind. Gerade hier im Osten . . . ."

„Halt, Andreij!" unterbrach der Ingenieur den Eifernden, „ich will meinem Landsmann schwarz auf weiß beweisen, was Sie soeben behauptet haben. Lassen Sie mich das neueste Wunder berichten:

Vor sechs Wochen — ich habe mir den Tag genau gemerkt — arbeitete ich mit einer Abteilung japanischer Arbeiter im Norden an der Ostbahn, die unter russisch-japanischer Verwaltung steht. Es waren da zwei Güterzüge ineinander gefahren, die wir fein säuberlich wieder trennen sollten. Aber das hat mit meiner Geschichte wenig zu tun. Wichtiger ist, daß ich einen japanischen Diener mit Namen Asa hatte, der das Buch Kojiki besser kannte als seine Pflichten gegen mich.

Eines Nachts erwachte ich plötzlich, aufgeweckt von einem gellenden Schrei, den ich selbst im Traume ausgestoßen hatte.

Und seltsam: ich erinnerte mich des Traumes in allen Einzelheiten: Ich hatte die Unglücksstelle auf den Gleisen vor mir gesehen und Arbeitern Anweisung gegeben, wohin die losgelösten Wagenteile und die geborgenen Güter gebracht werden sollten. Da stand plötzlich mitten in der Rotte ein gewaltiger Kuli. Der riß mit ungeheurer Kraft die verzerrten und verbogenen Stangen und Planken auseinander, nahm die Fässer und Ballen und trug sie wie Kinderspielzeug fort. Ich sah nicht, wohin er sie schleppte, aber ich wußte, daß ich sie nie wiederbekommen sollte. Und da ich für die geretteten Güter verantwortlich war, schrie ich schließlich wütend hinter dem Riesen her — und erwachte.

Asa, der im Raum neben mir schlief, erwachte ebenfalls. In der Meinung, daß ich ihn gerufen hätte, kam er zu mir ins Zimmer. Schon wollte ich ihn fortschicken, als ich einen sonderbaren Zwang in mir aufsteigen spürte, Asa den Traum zu erzählen.

Noch war ich mit meinem Bericht nicht bis zur Mitte gekommen, als der Japaner mit allen Zeichen furchtbaren Entsetzens niederfiel und in rasender Eile Gebet um Gebet zu allen möglichen und unmöglichen Göttern hermurmelte. Mit Mühe nur ersuhr ich den Grund seines Schreckens.

„Du hast im Traum Bimbogami gesehen, Herr", erklärte er mir zitternd, „und wenn Bimbogami erst einmal begonnen hat, einen Menschen zu verfolgen, dann läßt er so rasch nicht wieder von ihm".

„Wer ist denn Bimbogami, Asa?"

„Du kennst Bimbogami nicht?", gab Asa verzweifelt zurück und rang die Hände, „es gibt Millionen von Kamis, die kleiner sind als Bimbogami. Bimbogami ist der Gott der Armut, der immer hinter Fuku-no-Kami, dem Gott des Glücks, einhergeht und die Menschen plagt, wenn Fuku-no-Kami die Hand von ihnen zieht. Fuku-no-Kami ist sehr launenhaft, Herr".

„Aber weshalb glaubst Du, daß es gerade Bimbogami war, den ich sah? — Ich habe schon oftmals von Kulis geträumt".

Asa beugte sich über mich und flüsterte mir ins Ohr:

„Weil Bimbogami auch mich im Schlafe ängstigte: ein kleiner, schmutziger Knabe nahm mir das Obergewand fort und lief davon."

So also sagte Asa mir Unglück und Armut voraus."

Der Ingenieur schwieg und setzte umständlich seine Pfeife in Brand.

Andreij lehnte sich weit über den Tisch und schlug mit der flachen Hand schallend auf die Platte.

„Und, nicht wahr," fragte er und schob neugierig das Kinn vor, „Sie haben am nächsten Tage Geld verloren? — Ihre Brieftasche? — Ihr Scheckbuch?"

„Nein!", erwiderte der Ingenieur. „Ich sagte ja schon, daß ich an solche Weisfagungen nicht glaube. Ich war also auf der Hut."

„Die japanische Bank, auf der Sie Ihr Konto hatten, stellte die Zahlungen ein?", zischte der Russe erregt.

„Auch das nicht! — Aber Asa behielt recht; — nur ist es weit schlimmer!"

Allmählich interessierte mich diese merkwürdige Geschichte auch.

„Sie haben an dem schwarzen Börsenfreitag in Deutschland Geld eingebüßt?" fragte ich leise.

„Auch das nicht!" Der Ingenieur zog einen Briefumschlag aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Er sah forschend von einem zum andern, als gälte es, ein Geheimnis zu enthüllen.

„Als die chinesischen Wirren anfingen für die Europäer unangenehm zu werden, ließ ich meine Frau, die seit meiner früheren Tätigkeit noch in Nanking wohnte, nach Europa zurückfahren."

„Und sie wurde unterwegs bestohlen?" rief Andreij und warf das Teeglas um.

„Nein! — Sie wurde weder bestohlen noch gestohlen. Aber an dem Tag, welcher der Nacht folgte, in der ich von Bimbogami träumte, schrieb sie mir einen Brief", er hieb den Umschlag auf den Tisch, daß Andreij erschrocken zurücktaumelte, „aus diesem Brief geht hervor, daß mir Bimbogami tatsächlich auf den Fersen ist. Bitte, lesen Sie selbst!"

Der Ingenieur entfaltete ein längeres Schreiben, knickte es an zwei Stellen ein und reichte es mir herüber.

Ich las:

„. . . und muß natürlich eine Menge Neuanschaffungen machen, damit ich mich hier sehen lassen kann.

Noch eins! — Man ließ mir keine Ruhe — schimpf' nicht — ich war soeben beim Friseur und habe mir einen Bubikopf schneiden lassen. Ich werde jetzt wohl jeden Tag zum Friseur gehen müssen. Es ist zwar teuer, aber ich konnte es nicht vermeiden. Hoffentlich bist Du . . ."

Andreij, der mir über die Schulter gebückt hatte, stand wortlos auf und ging hinaus.

„Ist das nicht der Anfang vom Ende?" sagte der Ingenieur lachend. „Ist nicht Bimbogami hinter mir her? — Jeden Tag zum Friseur — Heiliger Brahma, wo soll das hin?"

— — Ich habe den Zobeljäger nicht wiedergesehen. Er fuhr nach Charbin. Wegen des schwarzen Schweines.

Vielleicht fürchtete auch er Bimbogami . . .

Der graue Rock

Ein heiteres Geschehnis aus der Goethezeit.
erzählt von Hans Gäfgen.

Herzog Karl August fühlte sich nirgends wohler als in den schattigen Gängen des Parkes von Weimar. Er nahm im „Borkenhäuschen" und in der „Römischen Villa" oft gern für längere Zeit Quartier; wie sehr ihm diese Einsamkeit behagte, beweisen seine Briefe aus jener Zeit.

So saß er wieder einmal an einem schönen Sommerabend vor dem „Römischen Hause" und kehrte dem Wege, der gerade hinter ihm zur Stadt führte, den Rücken zu, wie das so seine Gewohnheit war. Behaglich lehnte er im Schaukelstuhl, die Tonpfeife im Munde, die Hände in den Taschen seines berühmten grauen Rockes.

Der Herzog schien so vertieft in den Genuß der wundervollen Abendstimmung, daß er den Mann gar nicht bemerkte, der vom Dorfe Ober-Weimar daherkam. Es war der Sattlermeister X., der ausgegangen war, um den schönen Nachmittag zu genießen, und unterwegs in einem Wirtshaus ein wenig über den Durst getrunken hatte.

Wie der Mann nun näher an das Haus kam und die Gestalt im grauen Rock erblickte, fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf: „Warte, da hab' ich dich ja, du nichtsnutziger Kammerdiener. Jetzt sollst du mir dafür büßen, daß du armer Teufel mit der Tochter eines Sattlermeisters karessieren willst, und daran bist du auch Schuld, daß ich nicht großherzoglicher Hofsattler geworden bin. Warte, jetzt sollst du die schönsten Prügel bekommen!"

Im Fliederbusch schlug die letzte Nachtigall. Karl August lauschte voll Entzücken bis . . . bis der Knotenstock des erbosten Sattlermeisters wie ein Donnerkeil auf seinen Rücken niedersauste.

Der Herzog sprang auf. Die Pfeife lag zertrümmert auf der Erde.

Der Sattlermeister, jäh nüchtern geworden, rannte der Stadt zu, wie von Furien gepeitscht.

Karl August rief seinen Kammerdiener heraus und jagte ihn hinter dem Missetäter her.

Nach einer Weile kehrte der Diener zurück und berichtete Namen und Stand des Mannes, den er noch eingeholt hatte. „Er hat Hoheit für mich gehalten, weil ich Ihre abgelegten Röcke tragen darf. Und weil ich arm bin, will er mir seine Tochter nicht zur Frau geben, obwohl wir uns sehr lieb haben. Er glaubt auch, ich hätte Hoheit beredet, ihn nicht zum Hofsattler zu machen. Darum hat er mich durchprügeln wollen," sagte der Kammerdiener, noch außer Atem vom raschen Laufen.

Der Herzog rieb sich noch immer den Rücken: „Also, lieb habt ihr euch? Freilich, von deinem Einkommen können Frau und Kind nicht satt werden. Aber höre, meine alten Röcke ziehst du von nun an nicht mehr an; solche Vorfälle können sich wiederholen, ich aber habe von dem einen genug." —

Am nächsten Morgen trat der Kammerdiener mit dem Befehl des Herzogs in die Sattler-